

In seiner Ansprache anlässlich der Audienz für die Römische Rota zu Beginn des neuen Gerichtsjahres am 24. Januar hat sich Johannes Paul II. zur Bedeutung des rechtlichen Schutzes der Ehe durch die kirchlichen Gerichte geäußert. Der Papst hob hervor, die Kirche habe von Anfang an immer ausdrücklich die Weisung Jesu über die Unauflöslichkeit der Ehe gelehrt und bekräftigt. Das Wohl der menschlichen Person und der Familie verlange, daß die Kirche heute noch stärker als in der unmittelbaren Vergangenheit Ehe und Familie unter ihren besonderen Schutz nehme. Die auch von der Bischofssynode angeregten pastoralen Anstrengungen liefen ins Leere, wenn sie nicht vom entsprechenden gesetzgeberischen und richterlichen Handeln begleitet würden. Das Neue Kirchenrecht werde das umsetzen, was auf dem Zweiten Vatikanum über Ehe und Familie gesagt worden sei. „Was auf der jüngsten Bischofssynode über den alarmierenden Anstieg der Eheprozesse bei den kirchlichen Gerichten zu hören war, wird sicher bei der Revision des Codex Iuris Canonici berücksichtigt werden.“ Die Vorbereitung auf die Ehe, von der die Stabilität des Ehebandes nicht unwesentlich abhängt, werde negativ beeinflusst, wenn mit zu großer Leichtigkeit Ehenichtigkeitserklärungen ausgesprochen würden. Die „weise und verantwortliche Arbeit“ der unteren Instanzen müsse der Wachsamkeit der Apostolischen Signatur und der gesunden Rechtsprechung der Römischen Rota entsprechen. Zum notwendigen Schutz der Familie trage nicht unerheblich die Bereitwilligkeit der diözesanen und regionalen kirchlichen Gerichte zur Befolgung der Direktiven des Heiligen Stuhls und der Rechtsprechung der Rota sowie der treuen Beachtung der sachlichen und prozessualen Normen bei. Man dürfe sich nicht auf vermeintliche Neuheiten oder auf Interpretationen stützen, die nicht der kanonischen Norm entsprächen. „Wir müssen davon überzeugt sein, daß die ernste, aufmerksame, überlegte, vollständige und erschöpfende Behandlung von Ehesachen die volle Übereinstimmung mit der wahren Lehre der Kirche, dem kanonischen Recht und der gesunden kanonischen Rechtsprechung erfordert.“ Die Kirchengerichte sollten besonders auf den freien und gültigen Ehekonsens blicken und bei der Frage nach der Gültigkeit des Ehebandes die Aufmerksamkeit den Problemen der Person und den Rechtsvorschriften zuwenden. Die Kirche müsse auch mit ihrem Recht die Werte von Ehe und Familie bewahren.

„Für eine aktive Friedenspolitik“ setzt sich die Schweizerische Nationalkommission *Iustitia et Pax* in ihrer Erklärung zum Weltfriedenstag ein. Sie weist zunächst darauf hin, daß den militärischen Rüstungsanstrengungen der Vorrang vor der Schaffung von friedenssichernden wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnissen eingeräumt wird. „Wir stehen vor der Tatsache,

daß sich weltweit erneut ein Klima des kalten Krieges auszubreiten droht. Damit verbunden wird der militärischen Verteidigung der staatlichen Gemeinschaft – auch in der Schweiz – wieder ein größerer Stellenwert bei der Sicherung des Friedens eingeräumt.“ So werden auf der einen Seite neue Waffensysteme zu immer höheren Kosten immer schneller entwickelt, und auf der andern Seite wartet in der Dritten Welt „eine Situation massivsten Unrechts immer noch darauf, dauerhaft verändert zu werden“. Die Erklärung macht dann noch auf weitere Widersprüche aufmerksam. „Als Christen wissen wir uns der Nächstenliebe verpflichtet. Eine Erkenntnis der jüngsten Friedensforschung ist nun aber, daß sich Christen vielfach gewaltbereiter zeigen als ihr religiöses Selbstverständnis erwarten läßt.“ Ferner zeigt sich ein Widerspruch „im Konflikt zwischen den Anforderungen einer militärischen Friedenssicherung und dem Ethos gewaltfreier Beziehungen in der Familie und in zwischenmenschlichen Kontakten“, das heißt, ein gelebtes Ethos der Gewaltfreiheit in zwischenmenschlichen Beziehungen führt zu Konflikten mit militärischen Verteidigungsbedürfnissen. Die Erklärung weist sodann auf die Mitverantwortung der Christen hin, „wenn die größere Gewaltbereitschaft anhält, und wenn der Konflikt zwischen dem Ethos der Gewaltfreiheit und dem Vorrang militärischer Sicherheitsanstrengungen weiterdauert. Als Teil des reichen Nordens dieser Welt sind wir aber auch mitverantwortlich für die Fortdauer massiver Rüstungsanstrengungen bei gleichzeitigen menschenvernichtenden Lebensbedingungen in vielen Teilen der Welt.“ Die Erklärung hält aber nichts davon, über die Erforschung der Ursachen hinaus Sündenböcke zu suchen und Beschuldigungen auszusprechen. Entscheidend ist die Bereitschaft, hier und jetzt an der Veränderung der ungerechten individuellen und gesellschaftlichen Verhältnisse mitzuarbeiten. So ruft die Nationalkommission alle Christen auf, „mitzudenken und mitzuarbeiten an der Verwirklichung einer Welt, in der ‚Wahrheit, Freiheit, Liebe und Gerechtigkeit‘ herrschen und in der jeder möglichst ohne Angst vor Vernichtung und Zerstörung leben kann: 1. durch die Besinnung jedes einzelnen auf den Zusammenhang zwischen seiner Glaubensüberzeugung, seinen mitmenschlichen Beziehungen und seiner Bereitschaft, seine Ansprüche mittels Gewalt durchzusetzen, 2. durch eine Rüstungspolitik, die die Bedürfnisse der Ärmsten in unserer Welt nicht überspielt und so zu ihrer Unterdrückung und Vernichtung beiträgt. Für unser Land geht es hierbei vorrangig um eine entsprechende Regelung der Waffenausfuhr, 3. durch eine gesetzliche Regelung der Dienstverweigerung, die ohne Abstriche der Unantastbarkeit des Gewissensscheidens gerecht wird, 4. durch eine ernsthafte und auf den Abbau von Vorurteilen und Diffamierungen bedachte öffentliche Diskussion von anderen Widerstandsformen als den militärischen“.

## Bücher

MAX SECKLER. *Im Spannungsfeld von Wissenschaft und Kirche*. Theologie als schöpferische Auslegung der Wirklichkeit. Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1980. 224 S. 29.80 DM.

Die elf mit wenigen Ausnahmen in den letzten Jahren entstandenen Beiträge, die der Tübinger Fundamentaltheologe hier gesamt-

melt vorlegt, sollen dem Vorwort zufolge einen „Weg zwischen den Extremen“ für die Theologie und den christlichen Glauben weisen. Diesen Weg sieht Seckler in einem Verständnis der Theologie als Glaubenswissenschaft, die sich weder der Vorgabe des Glaubens noch dem Anspruch der wissenschaftlichen Reflexion entzieht und die daraus in der Kirche und im theologischen Voll-

zug selber entstehenden Spannungen austrägt. Ein Teil der Beiträge ist unmittelbar der Verhältnisbestimmung von Theologie, Wissenschaft und Kirche gewidmet, andere treten ergänzend hinzu, indem zum einen Art und Weise der Wahrheitsfindung in der Kirche zum Thema wird („Konflikt und Einheit in der Kirche“, „Über den Kompromiß in Sachen der Lehre“), zum anderen Grundbegriffe theologischer Hermeneutik (Fortschritt, Tradition) erörtert werden. Schließlich enthält der Band auch Beiträge zu den beiden geschichtlichen Gestalten von Theologie, die bei Seckler durchgängig als gelungene, aber gerade deswegen auch nicht einfach wiederholbare Exempel einer wirklichen Glaubenswissenschaft im Hintergrund stehen, nämlich die hochmittelalterliche Theologie, vertreten durch Thomas von Aquin und die katholische Tübinger Schule des letzten Jahrhunderts, besonders Johann Sebastian Drey.

Es lassen sich etliche Gründe dafür nennen, daß dieser Band im Kontext der weder in der theologisch-hermeneutischen Reflexion noch gar im konkreten Leben der Kirche ausgestandenen Neubestimmung der Aufgaben von Theologie und Lehramt Beachtung verdient: Zum einen verlieren sich die Beiträge nicht in Materialschlachten, sondern bemühen sich, auf die Grundstrukturen der Sache zu blicken, um die es geht. Zum anderen wird kein abstraktes Modell geboten, vielmehr werden eher wichtige Koordinaten abgesteckt, die für das konkrete Zusammenwirken von Lehramt und Theologie und den inneren Vollzug von Theologie bestimmend sind. Kein geringer Vorzug von Secklers Beiträgen ist ihr sprachlicher Duktus: Hier wird nicht nur durchgängig klar formuliert, sondern auch in einer treffenden und dabei lockeren Art, die das Lesen erleichtert und vor allem zum Mitdenken anregt.

U. R.

PETER LENGSELD (Hrsg.). **Ökumenische Theologie.** Ein Arbeitsbuch. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1980 508 S. 69.–DM.

Mit diesem Buch haben sich Lengsfeld und seine Mitarbeiter im Katholisch-Ökumenischen Institut der Universität Münster, von denen der überwiegende Teil der Beiträge stammt, viel vorgenommen. Es geht ihnen um Bausteine zu einer „Theorie ökumenischer Prozesse“, die dazu helfen sollen, die ökumenische Resignation zu überwinden. Die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen lassen deutlich werden, wie diese Theorie im einzelnen aussieht: Es wird auf theologische Themen des ökumenischen Dialogs wie Abendmahl oder Amt bewußt verzichtet, dafür liegt das Augenmerk auf der theologischen Bedeutsamkeit der sogenannten nicht-theologischen Faktoren. So entfaltet Lengsfeld einleitend seine „Kollusionstheorie“ ökumenischer Prozesse, die den Dialog über Wahrheitsfragen zwischen den Kirchen und ihre Bemühungen um praktische Zusammenarbeit mit der Frage nach der konfessionellen Identität in Zusammenhang bringt. Ein weiterer Teil gilt der Geschichte der Beziehungen der katholischen Kirche zur Ökumenischen Bewegung einerseits und zur Orthodoxie andererseits. Sechs Beiträge von recht unterschiedlichem Gewicht versuchen Analysen nicht-theologischer Faktoren von der Konfessionalität des Religionsunterrichts über die Mischehenproblematik bis hin zu den Anfragen aus der Dritten Welt an eine auf westliche Identität eingeschränkte Ökumene. Der nächste Schritt gilt Perspektiven für Christen und Kirchen auf dem Weg zu konziliarer Gemeinschaft. Schließlich versucht der letzte Hauptteil auf etliche, allerdings recht zufällig ausgewählte Konkretionen für den weiteren Fortgang ökumenischer Bemühungen hinzuweisen.

Die Schwerpunktsetzung des Bandes hat ihre Vorteile. Das gilt

nicht nur für die einleitende Problemskizze des Herausgebers, sondern auch für die Beiträge zu Einzelfragen, die oft treffsicher auf wunde Punkte im Ökumenischen Prozeß hinweisen. Beachtenswert ist auch die Ausweitung des Problemfelds über theologische Engführungen hinaus z. B. in Richtung auf die notwendige spirituelle Dimension ökumenischer Theologie oder das Problem des Antirassismusprogramms. Gleichzeitig gibt das Buch aber auch Anlaß zu kritischen Rückfragen. Zum einen sind die abstrakten sozialwissenschaftlichen Anläufe einzelner Beiträge teilweise nicht nur übergebührlich lang ausgefallen (Problem der Macht in den ökumenischen Beziehungen, Konsensproblematik), sondern werfen auch für die spezifische ökumenische Fragestellung wohl auch nicht so furchtbar viel ab. Hätte man sich hier etwas mehr Zurückhaltung auferlegt, hätte man sich die als Scharniere zwischen den einzelnen Teilen eingesetzten, recht plakativ formulierten Zwischenüberlegungen sparen können. Die Spannung zwischen dem Abstraktionsgrad mancher Beiträge und der letztlich praktischen Zielsetzung beeinträchtigt auch die angezielte Verwendbarkeit des Bandes als Arbeitsbuch. Zum anderen verlangt die Konzeption von Ökumenischer Theologie, die dem viele Informationen und etliche wertvolle methodische Einsichten bietenden Band zugrunde liegt, der weiteren Erörterung.

U. R.

CHRISTOPHER LASCH, **Das Zeitalter des Narzißmus.** Verlag Steinhausen, München 1980. 318 S. 34.–DM.

Der Titel des amerikanischen Originals „The Culture of Narcissism. American Life of Diminishing Expectations“ drückt Inhalt und Ziel von Laschs Werk präziser aus als die deutsche Übersetzung, die auch im Text einiges zu wünschen übrig läßt. Denn Lasch versteht seine Narzißmesthese nicht nur als tiefen- und sozialpsychologische Symptomkritik eines bestimmten Lebensstils, sondern als Konzept einer umfassenden Gesellschaftsanalyse: allerdings ausschließlich der amerikanischen Gegenwartsgesellschaft. Dem deutschen Leser bleibt es überlassen, Vergleiche zu ziehen und zu prüfen, wieweit Laschs Grundthese und seine Zustandsbeschreibung auf europäische oder deutsche Verhältnisse übertragbar sind. Die amerikanische Gegenwartsgesellschaft ist nach Lasch geprägt von einem Verlust an Erinnerung und an Zukunftserwartung zugleich. Für den Augenblick und deshalb für sich selbst zu leben und nicht für die Vorfahren oder Nachwelt, das sei die vorherrschende Passion. Der Verlust des Gefühls der Kontinuität, des Wissens in einer Folge von Generationen zu stehen, sei ebenso typisch wie das Nachlassen eines entschiedenen Sorgens für die Nachwelt. Lasch nennt das den „Verfall des historischen Zeitgefühls“ (S. 21). Übrig bleibt der Rückzug auf sich selbst, die Kultur wird zur Reduktion auf Selbstverwirklichung, die Gesellschaft wird vornehmlich nur noch gesehen als Spiegelung des Subjekts in seinen unerfüllten Wünschen und ungestillten Sehnsüchten. In einer solchen Gesellschaft verliere sowohl das Interesse an den großen politischen Zusammenhängen an Bedeutung – in diesem Sinne versteht Lasch, wahrscheinlich nicht zu Unrecht bereits die in ihrem Gehabe und in ihren Zielen sich so politisch gebende Protestbewegung, mehr als eine Vorform „narzißtischer Überlebensstrategien“ als eine in ihren Antrieben wirklich eigenständige politische Strömung – wie auch die Bezogenheit auf die Kräfte der Transzendenz an Bedeutung. Das zeitgenössische Klima, so lautet einer von Laschs Merksätzen, sei weder politisch noch religiös, „sondern therapeutisch“ (S. 23). Das auf sich selbst zurückgeworfene Ich mit seiner Betonung des Privaten führe keineswegs zu einer starken Geltung der Persönlichkeit, sondern kenn-